Zeitschrift: Blätter für Krankenpflege = Bulletin des gardes-malades
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 33 (1940)
Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Solothurn, 15. September 1940 | Nr. 9 | Soleure, 15 septembre 1940
33. Jahrgang | 33e année

Blätter für Krankenpflege

Herausgegeben vom Schweizerischen Roten Kreuz
(Rotkreuzchefarzt)

BULLETIN DES GARDES-MALADES

ÉDITÉ PAR LA CROIX-ROUGE SUISSE
(Médecin en chef de la Croix-Rouge)

Erscheint am 15. des Monats

Paraît le 15 du mois

REDAKTION:
Zentralsekretariat des Schweizerischen Roten Kreuzes
Taubenstrasse 8, Bern

Abonnemente: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 4.—, halbjährlich Fr. 2.50
Bei der Post bestellt 20 Cts. mehr
Für das Ausland: Jährlich Fr. 5.50, halbjährlich Fr. 3.—
Einzelnummern 40 Cts. plus Porto
Postcheck Va 4

REDACTION:
Secrétariat de la Croix-Rouge suisse
Taubenstrasse 8, Berne

Abonnements: Pour la Suisse: Un an frs. 4.—, six mois frs. 2.50
Par la poste 20 cts. en plus
Pour l'Etranger: Un an frs. 5.50, six mois frs. 3.—
Numéro isolé 40 cts. plus port
Chèques postaux Va 4

ADMINISTRATION:
Rotkreuz-Verlag, Buchdruckerei Vogt-Schild A.-G., Solothurn
Postcheck Va 4 - Telephon 2.21.55

Schweizerischer Krankenpflegebund.

Alliance suisse des gardes-malades.

Zentralvorstand — Comité central.

Präsidentin: Schwester Luise Probst, Socinstrasse 69, Basel.

Vizepräsident: Dr. C. Ischer, Bern.

Kassier: Pfleger Hausmann, Basel; Schw. Berthy Rüegg, St. Gallen; Mlle Henriette Favre, Genève; Schw. Bertha Gysin, Basel; Oberin Dr. Leemann, Zürich; Mme Prof. Dr Michaud, Lausanne; Oberin Michel, Bern; Dr. Scherz, Bern; Schw. Anni v. Segesser, Zürich.

Präsidenten der Sektionen.

Présidents des sections.

Basel: Dr. O. Kreis.
Bern: Dr. H. Scherz.
Genève: Dr E. Martin.
Lausanne: Dr Exchaquet.
Luzern: Dr. med. V. Müller-Türke.
Neuchâtel: Mme la Dr de Montmollin.
St. Gallen: Schw. Anna Zollikofer.
Zürich: Frau Dr. G. Haemmerli-Schindler.

Vermittlungsstellen der Verbände. — Bureaux de placements des sections.

Basel: Vorst. Schw. Julia Walther, Kannenfeldstrasse 28, Telephon 2 20 26.
Bern: Vorst. Schw. Lina Schlup, Niesenweg 3, Telephon 2 29 03, Postcheck III 11348.
Davos: Vorst. Schw. Mariette Scheidegger, Telephon 4 19, Postcheck X 980.
Genève: Directrice Mlle H. Favre, 11, rue Massot, téléphone 5 11 52, chèque postal I 2301.
Lausanne: Mlle Marthe Dumuid, Hôpital cantonal, téléphone 2 85 41, chèque postal II 4210.
Luzern: Vorst. Schw. Rosa Schneider, Museggstrasse 14, Telephon 2 05 17.
Neuchâtel: Directrice Mlle Montandon, Parcs 14, téléphone 5 15 00.
St. Gallen: Vorst. Frau Würth-Zschokke, Blumenaustr. 38, Telephon 2 33 40, Postcheck IX 6560.
Zürich: Vorst. Schw. Math. Walder, Asylstrasse 90, Telephon 2 50 18, Postcheck VIII 3327.

Aufnahms- und Austrittsgesuche sind an den Präsidenten der einzelnen Verbände oder an die Vermittlungsstellen zu richten.

Zentralkasse — Caisse centrale: Basel, Postcheck V 6494.
Fürsorgefonds — Fonds de secours: Basel, Postcheck V 6494.

Bundesabzeichen. Der Erwerb des Bundesabzeichens ist für alle Mitglieder des Krankenpflegebundes obligatorisch. Der Preis richtet sich nach dem jeweiligen Silberwert und der Ausstattung (Anhänger, Brosche usw.). Es muss bei Austritt, Ausschluss oder Ableben des Mitgliedes wieder zurückerstattet werden. Die Höhe der Rückerstattung beträgt Fr. 5.—. — Das Bundesabzeichen kann nur bei dem Vorstand des lokalen Verbandes, dessen Mitglied man ist, bezogen werden. Die Bundesabzeichen sind numeriert und es wird von jedem Verbandsvorstand ein genaues Nummern- und Inhaberverzeichnis darüber geführt. Wenn ein Bundesabzeichen verloren wird, ist der Verlust sofort an der betreffenden Bezugsquelle anzuzeigen, damit die verlorene Nummer event. als ungültig erklärt werden kann. — Das Bundesabzeichen darf von den nach der Delegiertenversammlung am 22. November 1914 eingetretenen Bundesmitgliedern ausschliesslich zur Bundestracht oder zur Tracht einer der vom Bund anerkannten Pflegerinnenschulen, deren Diplome den Examenausweis des Krankenpflegebundes ersetzen, nicht aber zur Zivilkleidung getragen werden. Die Bewilligung zum Tragen des Bundesabzeichens zu einer andern als von den vorerwähnten Trachten, muss in jedem einzelnen Falle beim Bundesvorstand vermittelst einer schriftlichen Eingabe eingeholt werden. Die bereits vor dem 22. November 1914 zum Krankenpflegebund gehörenden Mitglieder behalten das Recht bei, das Bundesabzeichen auch zu einer passenden, unauffälligen Zivilkleidung tragen zu dürfen. — Jede Pflegeperson ist für das Bundesabzeichen verantwortlich. Missbrauch wird streng geahndet.

Trachtenatelier: Zürich 7, Asylstrasse 90, Telephon 2 50 18, Postcheck VIII 9392

Bei Bestellungen sind die Mitgliedkarten einzusenden.

Inseraten-Annahme: Rotkreuz-Verlag, Geschäftsstelle: Buchdruckerei Vogt-Schild A.-G., Solothurn.
Schluss der Inseraten-Annahme jeweilen am 10. des Monats.

Les annonces sont reçues par les Editions Croix-Rouge, Office: Imprimerie Vogt-Schild S. A., Soleure.
Dernier délai: le 10 de chaque mois.

15. September 1940 | Nr. 9 | 15 septembre 1940
33. Jahrgang | 33e année

BLÄTTER FÜR KRANKENPFLEGE

Herausgegeben vom Schweizerischen Roten Kreuz
(Rotkreuzchefarzt)

BULLETIN DES GARDES-MALADES

ÉDITÉ PAR LA CROIX-ROUGE SUISSE
(Médecin en chef de la Croix-Rouge)

Inhaltsverzeichnis — Sommaire

	Pag.
Mit der schweizerischen Aerztemission nach Finnland	129
Trachtenatelier des Schweiz. Krankenpflegebundes	136
Schweizerischer Krankenpflegebund — Alliance suisse des gardes-malades	137
Fortbildungskurs des Krankenpflegeverbandes Zürich	137
Examen des Schweiz. Krankenpflegebun es	138
Les examens de l'Alliance suisse des gardes-malades	139
Delegiertenversammlung des Schweiz. Krankenpflegebundes	139
Oberin Emmy Freudweiler †	139
Herbstwoche Fritz Wartenweiler	140
Fürsorgerinnen-Tagung	140
Un mot sur les relations entre infirmières d'étage et privées	141
Les cures de jeûne	142
Kämpfer für das Leben	146

Mit der schweizerischen Aerztemission nach Finnland 1940.

Missionsschwester *Hedy Weber*, Schwyz.

(Fortsetzung)

Es war der 7. März. Ein dunkler Tag. Die Kälte ging einem so richtig bis auf die Knochen, aber das hinderte uns ja nicht, nach dem Mittagessen einen Bummel zu machen und die prächtigen Bauten und sonstigen Herrlichkeiten zu bewundern. Und wir alle waren angenehm enttäuscht von unserem Streifzug durch die Stadt, glaubten wir doch bestimmt, grosse Trümmerhaufen und Granattrichter vorfinden zu müssen, denn einige Male meldeten die Zeitungen, dass Helsinki mit grossem Erfolg bombardiert worden sei. Auch die städtische Frauenklinik wäre demnach ein Opfer der Bomben geworden, aber das traf zum Glück nicht zu. Wir hatten Gelegenheit, diesen wunderschönen, harmonischen, achtstöckigen Bau in seiner ganzen Grösse und Pracht bestaunen zu können, und die Inneneinrichtung entsprach allen modernen Anforderungen und Bedürfnissen. Das Leben in der Stadt nahm seinen gewohnten Gang. Alle Geschäfte hatten Hochsaison, wenn auch hinter Holzverschalungen und Sandsäcken, so dass es manchmal schwer war, den Eingang zu finden. Um 5 Uhr abends war Ladenschluss, und auch die Trams stellten beim Zunachten ihren Betrieb ein. Die Verdunkelung war eine so vollständige, dass nirgends ein Lichtstrahl zu bemerken war, und merkwürdigerweise waren auch sehr wenige Menschen auf der Strasse. Die Restaurants wurden um 7 Uhr geschlossen, und warmes Essen konnte man am Abend nicht mehr bekommen. Das war aber eine grosse Selbstverständlichkeit, und die Finnen, an eine Disziplin gewohnt, fanden es nicht der Mühe wert, darüber zu reden. Die schweizerische Ambulanz war für die Stadt Helsinki eine grosse Sensation. Das konnte man immer wieder bemerken, wenn wir in

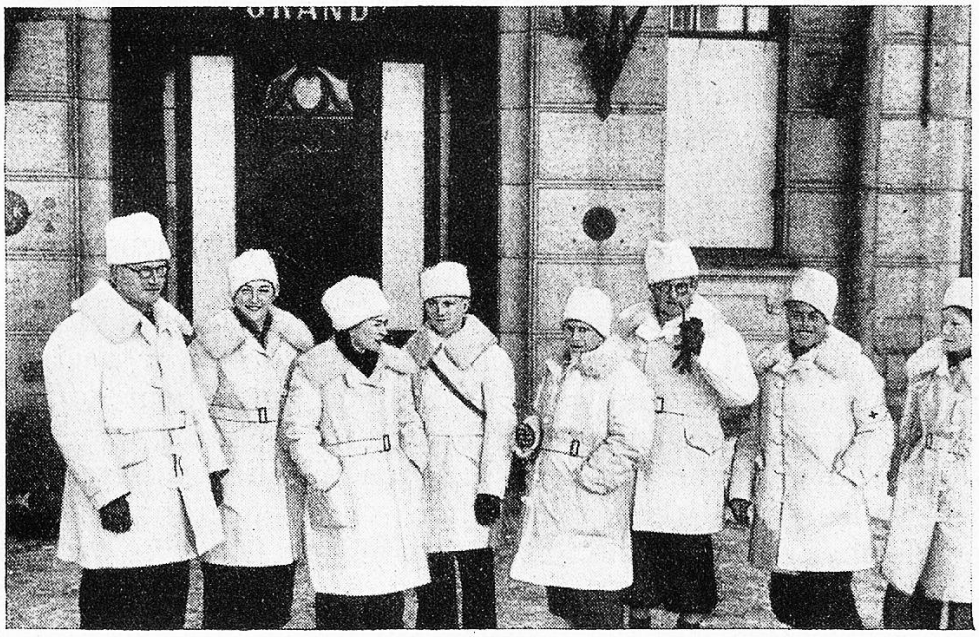
unsern weissen Pelzmänteln und gleichen Mützen und der Armbinde auftauchten. Angezogen waren wir für den Nordpol, und wenn wir auch vieles entbehren mussten, frieren mussten wir nie. Pelzmäntel war zwar eine Alltäglichkeit, aber eben keine weissen. Im Tram zum Beispiel kamen die Leute nicht aus dem Staunen heraus, und sehr oft ist es vorgekommen, dass einer aufgestanden ist und die Armbinde gelesen hat. Auch auf der Strasse ist es mir einige Male passiert, dass Offiziere stillgestanden sind und sich für unser Kommen bedankt haben. Unser ganzer Aufenthalt in Finnland war von einer grossen und aufrichtigen Dankbarkeit begleitet.

In der Februar-Nummer des finnischen Schwesternblattes «Sairaan Hoitajatar Lehci» war in fünf verschiedenen Sprachen ein Willkommensgruss an die ausländischen Schwestern gerichtet. Den Wortlaut desselben möchte ich Ihnen hier wiedergeben:

«Bienvenue aux infirmières étrangères. De divers pays arrivent en Finlande, ces jours-ci, des infirmières venant travailler avec nous ce moment difficile. Notre cœur a tressailli chaque fois que nous avons appris l'arrivée d'une d'entre vous. Nous sentons que c'est en ce moment que se crée la véritable union internationale des infirmières sur le vaste champ des souffrances humaines. Chaque infirmière de Finlande reste sans défaillance à son poste de sentinelle avancée. Mais nous ne sommes pas assez nombreuses. Nous avons besoin de vous. Et votre arrivée nous donne des forces nouvelles. Aujourd'hui nous ne saurions, comme cela se fait dans les conférences internationales, vous accueillir avec des discours, des fleurs et des chants. Muettes, nous vous serrons la main, remplies d'une immense gratitude. Nous autres, dans les neiges de Finlande, nous luttons pour ce qu'il y a de plus précieux dans notre existence. Soyez les bienvenues au travail. Votre aide, nous ne l'oublierons jamais. Que Dieu vous bénisse, vous et votre œuvre.»

Da unser Material und unser grosses Gepäck immer noch auf der Reise waren und das für den Weitertransport bestimmte Schiff einer Mine zum Opfer fiel, konnte an die Uebernahme eines ganzen Hauses nicht gedacht werden. Herr Dr. Robert Nicole, Oberarzt am Bürgerspital in Basel, Chef der schweizerischen Aerztemission, gab sich alle Mühe, durch die Vermittlung des finnischen Rotkreuzchefarztes, Professor Saxeen, Arbeitsmöglichkeiten für die ganze Ambulanz zu schaffen und dafür zu sorgen, dass wir richtig eingesetzt wurden. Die Schwestern und Aerzte wurden in Helsinki in drei verschiedene Spitäler verteilt. Ich kam mit drei Schwestern und zwei Aerzten in das ehemalige Tuberkulosen-Krankenhaus, jetzt Sota Sairaala I. Ein Arzt und zwei Schwestern verliessen uns aber schon nach einigen Tagen und kamen etwa 50 km von Helsinki entfernt in ein Kriegskrankenhaus auf dem Lande, mitten in einem Walde gelegen. Vier Aerzte, vier Schwestern und die beiden Wärter kamen in ein Notspital ausserhalb der Stadt, das ein berühmtes, modernes Sommerrestaurant gewesen war. In drei grossen Sälen war Platz für etwa 160 Betten. Die andern durften in der neuen Frauenklinik, die als Militärspital eingerichtet war, arbeiten. Bei einem gemeinsamen Nachtessen sass man noch fröhlich nach echter Schweizerart beisammen, um am folgenden Tag unser Arbeitsfeld aufzusuchen. Ich hätte mir nie träumen lassen, dass einem das Arbeiten so ausserordentlich schwer fallen könnte, wenn man die Sprache nicht beherrscht, und doch war ich meiner Sache sicher, denn

nach 20 Jahren Krankenpflege sollte einem eigentlich nichts mehr ungewohnt vorkommen. Aber die Schwierigkeiten lernte ich schon in der ersten Arbeitsstunde kennen, und sie kamen mir gross und unüberwindbar vor. Ein enormer Zeitverlust wurde geschaffen, wenn niemand in der Nähe war, der etwas deutsch verstand. Man fand selten eine deutschsprechende Schwester, aber die Lottas, und speziell die jungen, die meistens Studentinnen oder Bankangestellte waren, erschienen als rettende Engel in den schwierigsten Situationen. Unsere Aerzte, wie wir Schwestern, waren völlig auf sie angewiesen, auf diese prächtigen Frauen und Töchter, die



Mitglieder der Ambulanz vor dem Grand Hotel in Helsinki

treuen und hilfsbereiten Mitarbeiterinnen, und Finnland darf ebenso stolz auf sie sein, wie auf seine Helden. Mit geneigtem Haupte, ein Gebet für sie auf den Lippen, möchte ich den 16 Schwestern und den zirka 70 Lottas, die aus einem inneren Bedürfnis und aus vollster Ueberzeugung in den grossen Krieg gezogen sind und für ihr, von ihnen allen heissgeliebtes Vaterland starben, unsern letzten Gruss und unsere Hochachtung entbieten. Ihnen allen sei die Erde leicht, auf der sie ihr Blut vergossen. — Im Diakonissenspital besuchte ich eine Schwester, die von einem Granatsplitter getroffen wurde und mit einer fürchterlichen Oberschenkelverletzung und Fraktur schon Monate im Bett lag. Eine grosse Freude strahlte aus ihren Augen und sie richtete sich unter Schmerzen auf, um mir für meinen Besuch zu danken. Immer dankten sie in ihrem eigenen und im Namen Finnlands, und danken konnten sie alle, ehrlich und von Herzen kommend.

Der erste Morgen im Spital brachte uns in nähere Berührung mit dem Luftschutzkeller; aber bis wir drunten waren, dauerte es noch eine Weile. Wir waren die letzten, die ankamen. Ich hatte den Vorteil, dass meine Zimmerkameradin, eine Bundesschwester, die den Krieg im roten Madrid mitgemacht hatte und gegenwärtig in Frankreich arbeitet, die bernerische Ruhe bewahrte und mir damit meinen ersten Schrecken erleichterte. Ein

hundertprozentiger Knieschlotter bemächtigte sich meiner; aber es war gut, dass man solches erleben durfte, man würde es sonst doch nicht geglaubt haben. Ein Fliegeralarm im Krieg und eine Neutralitätsverletzung durch fremde Flieger kann man nicht vergleichen, das ist zweierlei. Es macht einem bestimmt einen andern Eindruck, wenn man die Flieger hört und sieht, begleitet von dem tiefen Brummen der Abwehrgeschütze. Als wir letzthin in unserem alten Dorfe Schwyz am 15. August den ersten Fliegeralarm hatten, kam ich ein heimeliges Gefühl einfach nicht los, ein Gefühl an vergangene, schöne Zeiten, und ich genoss die nächtliche Ruhestörung in allen Details; Schrecken kannte ich keinen mehr und meine Nerven hatten sich an solche Zwischenfälle gewöhnt.

Schweden hatte zirka 250 gut ausgebildete, diplomierte Schwestern nach Finnland geschickt. Diesen Schwestern legte die finnische Sprache keine grossen Hindernisse in den Weg, da sie sich überall gut verständigen konnten. Wir beneideten sie tatsächlich darum, denn für uns war das Finnische ein unbeschriebenes Buch, und die Unkenntnis der Sprache bereitete uns die grössten Schwierigkeiten, die nie behoben werden konnten, ausser wir wären drei Jahre dort geblieben. An dieser Stelle möchte ich auch die schwedische Schwesternuniform lobend erwähnen; sie war sehr praktisch und zugleich auch recht elegant und war geeignet, einen längeren Frontdienst auszuhalten. Sie bestand aus einem aufknöpfbaren Rock, einer dazu passenden Hemdenblouse mit geschlossenem Kragen und Kravatte und einer Jacke mit vier Taschen, ähnlich unserem Offizierswaffenrock, von einem dicken, nicht allzu schweren graugrünen Wollstoff und einer gleichen Mütze. Die Schwestern waren ferner mit einheitlichen Rucksäcken, Wolldecken, Gasmasken und sonstigen Ausrüstungsgegenständen versehen. Da viele von ihnen gut deutsch sprachen und auf jeder Abteilung auch schwedische Schwestern arbeiteten, schlossen wir uns ihnen gerne an. Es war für uns keine Kleinigkeit, denn die schwedische traditionelle Unnahbarkeit und Steifigkeit stellte uns manches Mal vor Probleme, die überwunden werden mussten. Schwester Ada Carlsson aus Stockholm — wir nannten sie «Tante» — arbeitete mit mir auf Osasto 6. Ich habe sie vom ersten Tag an in mein Herz geschlossen, denn sie machte eine Ausnahme in ihrer steifen Haltung. Eines Abends waren wir, wie schon öfters, bei der Oberin eingeladen zum schwarzen Kaffee. Der Tisch war geschmackvoll garniert und das Kerzenlicht trug noch zur Feierlichkeit der Stunde bei. Ich hatte mir fest vorgenommen, einmal eine Ausnahme zu machen und zu zeigen, dass ich auch etwas gelernt habe und sass genau so feierlich und steif wie die andern. Aber das dauerte nicht lange und Frau Oberin erkundigte sich, ob mir etwas fehle; ich verneinte es. Die «Tante» aber, die neben mir sass, gab mir in einem unbeobachteten Augenblick einen Stupf und sagte: Was hast du? Entweder bist du krank oder verrückt. Eine sofort einsetzende Fröhlichkeit war die Folge meines «vornehmen» Auftretens. Wenn zwei dasselbe tun, so ist es doch nicht dasselbe, das musste auch ich erfahren.

In unserem Spital war das letzte Bett besetzt, und immer kamen noch neue Verwundete von der Front. Ganze Eisenbahnzüge voll von Schwer- und Leichtverwundeten, die immer 36 und mehr Stunden brauchten, bis sie in Helsinki ankamen, trafen regelmässig ein. Sie wurden auf die verschiedenen Spitäler in der Stadt verteilt, so zirka 30—40 Mann für einen

Betrieb. Wieviel wir springen mussten und was es da zu denken und zu schaffen gab, brauche ich nicht speziell zu erwähnen. Wir fanden kaum Zeit zum Essen, konnten aber die Nachtruhe reichlich geniessen. Es war eine strenge, für uns aber eine schöne Zeit. Unsere Soldaten verloren ihre Ruhe und die Geduld nie und Klagen hörte man keine. Sie waren tapfer, unsere blonden, grossen Buben, verständnisvoll und dankbar auch in schwerster, seelischer und körperlicher Not. Mit feinem Verständnis begegnet der Finnländer der Frau und schätzt sie als gleichwertige Arbeitskraft, und gerade dieses erleichterte unser Schaffen ausserordentlich.

Um 7 Uhr morgens ging's an die Arbeit, und zwar gewöhnlich durch den Luftschutzkeller und schliesslich per Lift in die dritte Etage. Es waren drei Bauten, eine davon war Verwaltungsgebäude und Schwesternhaus, ebendaselbst auf der fünften Etage die Schwesternschule. Die beiden andern bestanden aus je sechs Abteilungen, pro Abteilung 40 Betten und mehr. Der Operationssaal, Gipszimmer, Bäder und Trockenraum befanden sich im obersten Stockwerk, ebenso auch der Zahnarzt mit seinen Räumen. Das Essen wurde uns aus dem Infektionskrankenhaus per Auto zugewiesen. Die ganze Inneneinrichtung des Spitals machte den Eindruck eines grossen Wohlstandes und eines überaus gepflegten Betriebes. Die enorme Lingerie wies ein Vorratslager auf, das mit einem Kaufhaus zu vergleichen war, und ich konnte mich nicht satt sehen an diesem Wunder von Organisation und weiblicher Geschicklichkeit, und dabei waren wir am Ende vom Krieg. Frau Oberin Jalo war so liebenswürdig und bemühte sich mit uns durch alle Räume, und wir konnten nur staunen und uns wundern ob all dieser Ordnung, Sauberkeit und Ausnützung des kleinsten Platzes. Obwohl Frau Oberin eine Riesenarbeit zu bewältigen hatte, fand sie immer Zeit für uns. Sie hatte auch die Verteilung der vielen hundert Schwestern in die Frontspitäler und Lazarette unter sich und während dem mehrere Stunden dauernden Fliegeralarm verliess sie das Bureau nur auf Befehl. Nachts kehrte sie zurück in unser Spital und tagsüber arbeitete sie immer im Roten Kreuz. Als wir besser Zeit fanden, machten wir mit ihr prächtige Spaziergänge und den Besuch des alten Parlaments, der finnischen Schwesternschule und des Rotkreuz-Schwesternheims hatten wir ihr zu verdanken. Sie war eine energische Frau, streng, voll Tatkraft und Ausdauer, der niemand zu widersprechen wagte. Sie verfügte über grosse Sprachenkenntnisse und Lebenserfahrung und hatte ein grosses und gutes Herz. Kaum waren wir daheim angekommen, schrieb sie mir, sie hätte in der Zeitung gelesen, dass die schweizerische Ambulanz wohlbehalten angekommen sei, und der Dank des ganzen finnischen Volkes hätte uns begleitet. Der Rosenstock im Schwesternesszimmer erinnere sie an ihre grossen Kinder in der Schweiz, die der Herrgott vor einem Krieg bewahren möge. — Die Schwesternzimmer waren ein kleines Paradies, alle mit fliessendem Wasser versehen. Prächtige Möbel und Teppiche gaben allen Räumen den Hauch der Behaglichkeit und Wärme; es war für alles gesorgt und sofort fühlte man sich daheim. Was uns besonders aufgefallen ist, war die unverbrauchte Jugendlichkeit der über 50jährigen Schwestern, wovon viele in den Spitälern arbeiteten. Sie alle geniessen nach getaner Arbeit die verdienten Bequemlichkeiten und fühlen sich als Mitglieder der Gesellschaft. Verbrauchte, abgehärmte, schlecht aussehende Schwestern sah man keine, was hingegen bei uns in unserem Kulturland eine Alltäglichkeit ist.

Die Mahlzeiten wurden gemeinsam eingenommen; Aerzte, Schwestern, Schülerinnen, Bureauangestellte, auch den Direktor konnte man im Esszimmer treffen. Ueber die Essenszeit war das Esszimmer für 1½ Stunden geöffnet und man konnte gehen, wenn es einem die Arbeit erlaubte. In der Mitte war ein grosser, ovaler Tisch, einem Buffet ähnlich, mit den immer heissen Speisen bedeckt. Milch und ein malzbierähnliches Getränk fehlten nie. Die Teller und das Besteck nahm man sich selbst, servierte sich und setzte sich an einen leeren Platz, gewöhnlich immer am gleichen Ort. Zwei Mädchen in weissen Schürzen und Häubli ergänzten das fehlende, und zu essen hatte man immer genug. Die Fischesser kamen reichlich auf ihre Rechnung. «Berner Orangen» (Kartoffeln) waren an der Tagesordnung, dann Frucht, Milch und Fischsuppen. Der schwarze Kaffee spielte eine lebenswichtige Rolle. Schon morgens 6 Uhr ging die Kocherei los. Es hatte nämlich im Schwesternhaus auf jeder Etage je zwei Office und jede Schwester ihre private Kaffeekanne aus Kupfer, die wie Soldaten in Reih und Glied auf einem Gestell untergebracht waren. Zum Morgenessen, das von 8—9.30 Uhr eingenommen wurde, trank man rohe Milch und ass Hafer- oder Grießsuppe, dazu Butter und Brot.

Was den Dienst auf unserer Spitalabteilung betraf, so machte unser Chefarzt, ein Norweger, mit seinem Sohn, der Medizinstudent war, täglich Visite und schaute persönlich alle Wunden nach. Die Behandlung war eine äusserst einfache: sterile Salzwasserumschläge abwechselnd mit Zinkpasta, später Unguentolan; Lapissalbe brauchten wir kiloweise. Die Schädelverletzungen wurden mit Chloramin oder Vioformpuder verbunden und Salbe zum Ausheilen. Alles wurde sterilisiert, auch die Watte, und jede Abteilung musste für den eigenen Verbandgebrauch besorgt sein. Ich weiss nicht, wieviele hundert Binden durch meine Hände gingen und wieviele Rollen Heftpflaster ich verklebte. Eine spezielle Freude war es für mich immer, wenn ich beim Verbinden eines Schwerverletzten plötzlich einen Granatsplitter fischen konnte, und es gab dann jedesmal ein grosses Hallo. Leider brachte ich es aber nie dazu, einen als Andenken heim zu nehmen, denn das war ihnen ebenso viel wert, wie die Tapferkeitsmedaille. Die finnischen und norwegischen Aerzte, mit denen wir arbeiteten, waren immer von einer liebenswürdigen Höflichkeit, die wir Schwestern dankbar annahmen. Laute Worte oder ungeduldiges Warten kannten sie nicht, und sie alle haben uns dadurch eine freudige Arbeit geschaffen. Könnte man so etwas nicht früher oder später im schweizerischen Stundenplan einführen? Oder ist jemand dagegen? —

Ich hatte die Schädelabteilung, die Aermsten der Armen. Den ganzen langen Tag kam man nicht aus dem Trockenlegen, Verbinden und Infusionenmachen heraus. Ich eignete mir geradezu eine grosse Routine im Anlegen der intravenösen Infusionen an. Die meisten Patienten auf meiner Abteilung hatten einen Hirnprolaps, und die Lumbalpunktionen gehörten zum täglichen Programm. Man darf nicht vergessen, dass diese Leute in bewusstlosem Zustand 36—40 Stunden Bahnfahrt hinter sich hatten. Wer schon Schädel- und Hirnverletzte gepflegt hat, kann ungefähr beurteilen, was für eine Riesenarbeit 15 schwere, unruhige Patienten geben. Es war aber die dankbarste Abteilung, da unsere Arbeit mit grossem Erfolg gekrönt wurde. Ich erlebte noch, wie diese Männer in die Wirklichkeit zurückkehrten, die Sprache wiederfanden, schreiben, lesen

und laufen lernten, und ein innerer Stolz erfüllte mich, wenn ich mit ihnen zum ersten Male im Park spazierte. Obwohl es nie an Arbeit fehlte, liess ich mir diese Freude nie entgehen. Dann kam der Moment, wo stramme Soldaten vor uns in der Achtungstellung standen, Tränen in den Augen, grosse, sichtbare Narben, unter denen man die Pulsation deutlich erkennen konnte, auf den Lippen aber jenes oft gehörte «Kiitos» («Danke schön»). Und warm und fest schüttelten wir uns die Hände als alte, gute Kameraden. Ich kann nicht verheimlichen, dass mir jeder einzelne lieb geworden ist und dass ich jeden vermisste, der heim ging. Bewusstlose Men-

Vor dem Start zur Heimreise

schen, die wir tagelang überwachen mussten, die unsere Geduld und unsere Nerven auf eine harte Probe stellten, in einem schwerkranken Zustand, können einem innerlich so nahe kommen, dass zehn Wochen im Fluge vorbei gehen. Die Finnen geben uns ein leuchtendes Beispiel einer tiefen Religiosität, die ihnen immer Mut und Kraft gab in schwerster Stunde und den Glauben an ihre Heimat und an ihre eigene Stärke wachhielt.

Beim Spitaleintritt wurde jeder Verletzte gebadet, wenn es einigermassen möglich war. Dann bekam er ein weisses Hemd, ebensolche Unterhosen, ein Pyjama, ein paar Socken, ein Taschentuch und Pantoffeln. Die schmutzige Wäsche und Kleider wurden numeriert, gewaschen und geflickt, unbrauchbare Sachen ersetzt, und beim Austritt sahen sie wieder sauber und ganz aus. Wöchentlich kam eine Badefrau und nahm die Patienten in die Kur, was ihnen die liebste Beschäftigung war. Immerhin konnte man das mit keiner Sauna (finnisches Dampfbad) vergleichen, die auch wir genossen haben. Später übernahm ich dann die ganze Abteilung von gegen 40 Betten mit einer grossen Auswahl verschiedener Wundarten. Sie lachten immer, wenn ich am Morgen hineinkam und sagte: «Wie geht's, Mitä Kuulu?» Und antworteten: «Kiitos, erittäin hyvin» («Danke, sehr gut»). Die Arten der Verletzungen entsprachen denen vom Weltkrieg. Es zeigte sich, dass die Behandlung der einfachen Wunde als

Wichtigstes zuerst erfolgen muss, und erst vom dritten Tage an bekämpfte man die Infektion im allgemeinen; sie fehlte aber nie. Frische Wunden von kleinkalibrigen Geschossen wurden konservativ behandelt und vor allem durch Schienenverbände ruhiggestellt. Wunden von Artilleriegeschossen erfuhren eine operative Behandlung, und jede Amputationsindikation wurde sorgfältig überlegt wie im Frieden. Es ist daher auch sehr wenig amputiert worden. Von der Entsplitterung der Wunden sah man völlig ab, wenn sie nicht leicht und ohne Eröffnung der Blutbahn erreicht werden konnte und keine lebenswichtigen Organe bedroht waren. Kaum ein Verletzter blieb ohne Schock, und man konnte gerade bei notwendigen Amputationen, infolge des Schocks, einen tödlichen Verlauf beobachten. Die Mortalität wurde bedeutend geringer durch die intravenöse Narkose, die, wenn immer möglich, appliziert wurde. — Die Pflege der Leichen machte mir einen tiefen Eindruck, und ich fand es rührend, wie man sie mit grosser Sorgfalt behandelte. Für den Abtransport von der Abteilung ins Leichenhaus wurden sie gewaschen, gekämmt, wenn nötig rasiert, Nägel geschnitten, sauber angezogen, und selbst Blumen fehlten nie.

Am Sonntag den 19. Mai nahmen wir Abschied von der uns lieb gewordenen Stätte, begleitet von einer grossen Menge unserer Getreuen; auch die Patienten fehlten nicht. Unser Flugzeug «Kaleva» war an beiden Tragflächen mit der Schweizerfahne versehen und brachte uns in einem aussichtsreichen Flug nach Stockholm, wo wir den Nachmittag mit der Besichtigung der Stadt zubrachten und unsere schwedischen Schwestern begrüssten. Von dort ging die Reise per Bahn nach Malmö über die Fähre Sassnitz-Trelleborg, über die Insel Rügen nach Berlin, wo wir in der Reichshauptstadt das Nachtessen einnahmen. Auch die zweite Nacht fuhren wir im Schlafwagen durch, um am Morgen in Augsburg umzusteigen. Am Nachmittag kamen wir, von unsern Schweizersoldaten begrüsst, über unsere Grenze nach St. Margrethen und von dort ging's per Auto mitten durch einen prächtigen Frühling über St. Gallen nach Zürich, wo auf dem Bahnhofplatz die Militärmusik spielte und uns Herr Oberfeldarzt Vollenweider und Rotkreuzchefarzt i. V. Oberstlt. Remund begrüssten.

Einen grossen menschlichen Gewinn trugen wir alle mit nach Hause. Wir durften ein Volk kennen lernen, das über unerhörte Kräfte der Seele und der Nerven verfügte, das beispiellos zäh war, im Aushalten des Schrecklichen und im rastlosen Wiederaufbau des erst Zerstörten. Die opferbereite Vaterlandsliebe der Finnländer ist spontan und selbstverständlich. Möge der Allmächtige, der über uns allen wacht, die Zukunft Finnlands so gestalten, wie sie diesem Volke würdig ist.

Trachtenatelier des Schweiz. Krankenpflegebundes

Asylstrasse 90, Zürich 7.

Das Trachtenatelier empfiehlt sich für die kommenden Monate wieder besonders für Flickarbeiten und Aenderungen. Manches Kleid sieht, wenn sorgfältig geflickt, wieder gut aus und bedeutet eine Ersparnis in der heutigen Zeit. Bitte machen Sie auch Ihre Bestellungen für Wintermäntel und Trachten frühzeitig, damit Sie alle gut und wunschgemäss bedient werden können.

Schw. *I. K.*

Schweizerischer Krankenpflegebund
Alliance suisse des gardes-malades

Aus den Sektionen. - Nouvelles des sections.

Section Vaudoise.

Nous prions les gardes mobilisables qui ont été dispensées du service militaire pour cause de santé, de nous le faire savoir et de nous envoyer leur livret de service. De même, celles qui ont un congé pour une raison ou une autre, de nous l'annoncer également et pour combien de temps, ainsi que les changements d'incorporation.

Neuanmeldungen und Aufnahmen — Admissions et demandes d'admission.

Sektion Basel. — *Anmeldungen:* Schwn. Hedwig Gisin, von Lauwil (Baselland), geb. 1916; Rosa Gallati, von Mollis (Glarus), geb. 1915. — *Aufnahmen:* Schwn. Frieda Schwarz, Babette Zopfi, Emma Preiss. — *Austritt:* Schw. Hildegard Johner (Uebertritt nach Bern).
Verloren und ungültig erklärt Brosche 1407.
Schwesterntee auf dem Bureau: Mittwoch, 25. September, 15 Uhr.

Sektion Bern. — *Aufnahme:* Schw. Lydia Baumann. — *Anmeldungen:* Schwn. Martha Gerber, von Langnau i. E., geb. 1914; Annemarie Berger, von Oberlangenegg (Bern), geb. 1917.

Sektion St. Gallen. — *Anmeldungen:* Schw. Antoinette Roost, von Berlingen, geb. 1908 (Schwesternhaus vom Roten Kreuz, Zürich-Fluntern); Schw. Emmy Stahel, von Turbenthal, geb. 1908 (Pflegerinnenschule Baldegg); Schw. Berta Künzler, von St. Margrethen, geb. 1910 (Pflegerinnenschule Zürich).

Sektion Zürich. — *Anmeldungen:* Schwn. Adelheid Burckhardt, von Basel, geb. 1912 (Pflegerinnenschule Zürich); Mina Kägi, von Wila (Zürich) und Tannegg (Thurgau), geb. 1916 (Pflegerinnenschule Zürich); Ruth Nievergelt, von Zürich, geb. 1914 (Pflegerinnenschule Engeried, Bern); Gertrud Brero, von Töss, geb. 1911 (Pflegerinnenschule Zürich). — *Provisorisch aufgenommen:* Schwn. Margrit Hoffmann, Anna Schiegg, Elsa Schneider.

Fortbildungskurs des Krankenpflegeverbandes Zürich

zusammen mit dem

Wochen-Säuglingspflegeverband Zürich

am 3., 4. und 5. Oktober 1940, im Turnsaal der Pflegerinnenschule Zürich
(Eingang Klosbachstrasse).

Programm:

1. Tag: Donnerstag, den 3. Oktober 1940.

8.30	Uhr:	Begrüssung durch die Präsidentinnen der beiden Verbände.
8.50—10.15	»	Hr. Prof. Dr. med. A. Hotz: «Herterscher Infantilismus.» *Znünipause.*
10.45—12.00	»	Hr. Sekundarlehrer Willy Zeller: «Vom falschen und rechten Strafen.»

14.15—16.15 Uhr: Frl. Dr. med. P. Emerich: «Neuere Medikamente.»
Pause.
16.45—18.00 » Referent unbestimmt: «Massage, speziell nach Kinderlähmung.»

2. Tag: Freitag, den 4. Oktober 1940.

8.00—10.00 Uhr: Hr. Prof. Dr. med. E. Matthias: «Der Fuss, seine Funktionen. Formen und Fehlformen» (Theorie mit Filmvorführung).
Znünipause.
10.30—12.00 » Hr. Prof. Dr. E. Anderes: «Hormontherapie.»
15.00—17.00 » Hr. Dr. Meng: «Ueber Psychohygiene.»
Pause.
17.15—18.00 » Ein Arzt aus einer MSA.: «Schwestern und Samariterinnen in den MSA.»
18.15—19.00 » Frau Dr. Schudel-Benz: «Frauengestalten in der Schweizergeschichte.»

3. Tag: Samstag, den 5. Oktober 1940.

8.00—10.00 Uhr: Hr. Prof. Dr. med. E. Matthias: Gleiches Thema, praktische Demonstrationen.
Znünipause.
10.30—12.00 » Hr. Dr. med. K. Rohr: «Zur Diagnostik und Therapie der Blutkrankheiten.»
14.15—15.45 » Besichtigung mit Führung durch die arbeitshygienische Sammlung des Eidg. Fabrikinspektorates.
Eine zweite, anderweitige Besichtigung ist vorgesehen.

Eventuelle Abänderungen im Programm vorbehalten.

Preis des ganzen Kurses Fr. 4.—, Halbtageskarten Fr. 1.—. Schriftliche Anmeldungen und Kartenbezug wenn möglich bis spätestens 25. September bei den beiden Sekretariaten, Asylstrasse 90, Zürich 7. Die Einzahlungen des Kursgeldes gehen für beide Verbände auf das gleiche Postcheckkonto VIII 3327 (gefl. Vermerk «Fortbildungskurs» auf der Rückseite). Nach obgenanntem Datum sind Einzahlungen zu unterlassen und die Kurskarten an der Tageskasse einzulösen.

Den heutigen Zeiten entsprechend wurde das Kursgeld auf Fr. 4.— reduziert. Wir hoffen, damit im Interesse der Schwestern gehandelt zu haben und erwarten eine sehr rege Teilnahme, um so mehr, da der Kurs vielversprechend ist. Es wird uns freuen, zu der Veranstaltung auch viele Schwestern und Pfleger anderer Sektionen und Verbände erwarten zu dürfen. Sie sind uns alle herzlich willkommen.

Examen des Schweizerischen Krankenpflegebundes.

Die Herbstsession der Examen des Krankenpflegebundes wird stattfinden zwischen Ende Oktober bis Mitte November. Genaue Daten und Prüfungsorte können erst später bekanntgegeben werden. Anmeldungen sind an den Unterzeichneten zu richten bis *zum 10. Oktober.* Im Begleitschreiben ist anzugeben, wo sich die Kandidatin bis Ende Oktober befindet. Wir bitten, der Anmeldung Marken zur Rückantwort beizulegen.

Bern (Taubenstrasse 8), 15. September 1940.

Der Präsident der Examenkommission:
Dr. *H. Scherz.*

Les examens de l'Alliance suisse des gardes-malades.

La prochaine session de ces examens institués par l'Alliance suisse des gardes-malades aura lieu fin d'octobre et en novembre.

Les inscriptions doivent être adressées jusqu'au *10 octobre 1940* au soussigné. Pour faciliter la répartition, les candidats voudront bien joindre à leur demande d'inscription l'indication de leur adresse en octobre. Nous les prions aussi de joindre les timbres nécessaires pour affranchir notre réponse.

Berne (Taubenstrasse 8), le 15 septembre 1940.

Le président de la commission des examens:
Dr *H. Scherz.*

Delegiertenversammlung des Schweiz. Krankenpflegebundes
vom 8. September 1940 in Olten.

Der bisherige Vorstand mit *Schwester Louise Probst als Präsidentin* wurde von den 53 Delegierten mit Einstimmigkeit wieder für eine neue Amtsdauer gewählt. An Stelle des verstorbenen Vorstandsmitgliedes Herrn Dr. von Marval wurde Frau Prof. Dr. *Michaud,* Lausanne, gewählt, und an Stelle der zurückgetretenen Lydia Dieterle Schwester *Berthy Rüegg,* St. Gallen. Ueber die Verhandlungen wird in der nächsten Nummer berichtet.

Oberin Emmy Freudweiler †.

Am 6. September haben wir Frau Oberin Emmy Freudweiler zu ihrer letzten Ruhe begleitet; sie erreichte ein Alter von fast 73 Jahren.

Nochmals wurde uns so recht bewusst, was diese tapfere Frau für uns Schwestern an Pionierarbeit geleistet hat. Sie war es, die sich für die Verbesserung der Spitalverhältnisse einsetzte und in Wort und Schrift Behörden und Bevölkerung immer wieder auf die bestehenden Mißstände aufmerksam machte. Manches, was wir vielleicht heute als Selbstverständlichkeit betrachten, ist durch ihre Anregung erreicht worden. Die Hebung des Schwesternstandes war ihr ein grosses Anliegen. Es schien ihr menschenunwürdig, dass die Schwestern in den Spitälern derart mit grober Putzarbeit belastet waren und so für die eigentliche Pflege nur wenig Zeit verblieb, mussten doch ihre Kräfte so in Anspruch genommen werden, dass ein Interesse für die grossen Zusammenhänge und sozialen Fragen überhaupt nicht mehr aufkommen konnte.

Wie oft haben sie die Schwestern, für die sie sich ja so einsetzte, nicht verstanden. Sie, die schon weit in der Welt herumgekommen und sehr belesen war, sie sah überall die grossen Linien. Wie begeistert konnte sie von einem internationalen Schwesternkongress zurückkommen, voll Anregung und voller Reformgedanken, und wie hart war immer wieder der Boden hier in der Schweiz, wie mühsam ging es Schritt um Schritt vorwärts.

Immer wieder habe ich ihren Optimismus bewundert. Sie, die körperlich eher zart war und von schwacher Gesundheit, wie sprühte sie von Gedanken

und Energie; sie war uns immer um Jahre voraus. Während sechs Jahren war sie Präsidentin des Krankenpflegeverbandes Zürich. In diese Zeit fällt die Gründung des Schwesternheimes an der Asylstrasse. Unter ihrer Leitung wurden die Kollektivverträge mit Kranken- und Unfallkassen abgeschlossen, die Fortbildungskurse für Schwestern eingeführt, und immer wieder versuchte sie, in Monatsversammlungen die Schwestern nicht nur beruflich zu fördern, sie wollte ihnen auch allgemeine Frauenfragen nahe bringen, die Verantwortung als Frau in der Gesellschaft wecken. Sie versuchte, eine Verbindung zwischen den verschiedenen Schwesternschulen und Mutterhäusern zu erreichen, um gemeinsame Reformen anzustreben.

Die letzten Jahre hatte Frau Oberin Freudweiler viel unter gesundheitlichen Störungen zu leiden. Es bedrückte sie sehr, dass ihr kranker Körper ihr den Dienst versagte, wenn ihr lebhafter, beweglicher Geist noch tätig sein wollte. Sie hat schliesslich den Tod selbst herbeigewünscht. — Die grossen Verdienste um das Wohl der Schwestern sichern ihr für immer unseren Dank.

Schw. *Anny Pflüger.*

Herbstwoche Fritz Wartenweiler.

Liebe Schwestern! Fritz Wartenweiler leitet vom 6.—12. Oktober eine Herbstwoche für Männer und Frauen im «Heim» Neukirch an der Thur (Thurgau): **Geistiges Leben und geistige Arbeit in unserem Volke während der Kriegszeit.** Sonntag, 6. Oktober, 13.30 Uhr, Vortrag: Die neue Karte von Europa und unser Land. Montag, 7. Oktober: Faschismus, Nationalsozialismus. Dienstag, 8. Oktober: Was hat England Europa gegeben? Mittwoch, 9. Oktober: Neue Bünde in der Schweiz. Donnerstag, 10. Oktober: Die Arbeitsgemeinschaft der politischen Parteien. Freitag, 11. Oktober: Geistiges Leben bei den Mobilisierten und Nichtmobilisierten. Samstag, 12. Oktober: Abschluss. — Kursgeld und einfache Verpflegung je nach Uebereinkunft Fr. 3.50 bis 6.—. — Ich kann Ihnen die Teilnahme an dieser Woche nach eigener Erfahrung aufs wärmste empfehlen.

Schw. Anny Pflüger.

Fürsorgerinnen-Tagung.

(Eingesandt.) Der Schweizerische Zusammenschluss der Vereine der Fürsorgerinnen veranstaltet am 21./22. September 1940 in Gwatt am Thunersee eine Herbsttagung mit Referaten über «Grundfragen der Fürsorge», wobei Fürsorgern und Fürsorgerinnen Gelegenheit zu Fortbildung und Aussprache gegeben werden soll. Die Herren Denis de Rougemont und Prof. Georg Thürer werden einen Ueberblick über die Lage der Schweiz in geistiger und politischer Beziehung geben. Zum Thema «Fürsorge in heutiger Zeit» sprechen Fürsorgerinnen aus eigener Erfahrung. Programme und Auskunft durch Heidi Morath, Theodorskirchplatz 7, Basel.

Un mot sur les relations entre infirmières d'étage et privées.

«Où il y a les hommes, il y a la discorde,» voici un proverbe, voire une loi humaine, qui trouve sa formidable réalisation de nos jours, mais se manifeste aussi dans les relations insignifiantes quotidiennes; le plus modeste groupe d'infirmières ne lui échappe pas.

S'il y a divergences entre infirmières du même établissement, combien plus fréquentes et profondes sont-elles entre infirmières d'étage et privées, lorsqu'à la diversité de caractère, de tempérament, d'éducation, etc. s'ajoute encore le contraste des conditions extérieures de leur vie respectives; c'est à ces dernières que nous voulons nous arrêter en passant. — Notez bien, nous ne nous adressons pas aux gardes-modèles qui ont l'air de planer sur les autres, qui sont toute perfection, à la hauteur de n'importe quelle tâche, de n'importe quelles circonstances. Nous parlerons tout simplement des infirmières de capacités moyennes, qui vivent parmi les hommes, partagent leurs qualités, mais aussi leurs défauts, qui luttent, se heurtent et maintes fois forment elles-mêmes obstacles pour d'autres.

*

Sa sacoche sous le bras, l'infirmière privée ferme souvent avec une certaine énergie le portail de la clinique où elle a travaillé le jour, elle aspire avec avidité l'air frais du soir comme si elle avait vécu tout le jour sous la pression d'une atmosphère lourde. Auprès d'un malade pénible, la journée avait été longue et monotone sans doute, mais ce qui la rendait insupportable c'était l'air mécontent de l'infirmière d'étage qui lui répondait à peine et la laissait partir sous l'impression de n'avoir rien su faire, d'avoir été de trop...

Considérablement plus tard dans la soirée, l'infirmière d'étage allonge enfin ses jambes fatiguées; bien lasse, ses pensées parcourent la journée achevée et s'arrêtent aux infirmières privées: «Pourquoi sont-elles toujours en retard quand on les appelle pour une urgence? Elles ne savent pas même surveiller une infusion, leur goutte à goutte se vide trop vite, etc. autant travailler seule et se débarasser définitivement d'elles.» — Voici à peu près le cours de ses idées à un moment d'énervement, mais au fond d'elle-même elle sait très bien qu'elle ne peut se passer de sa camarade pour les cas difficiles. Consciencieusement, elle-même ne vit que pour son travail. A part ses malades, les médecins et l'administration occupent tout son temps, rares sont les loisirs, ses distractions. Dans sa vie de travail les mêmes cas se répètent, ses expériences se multiplient, elle devient spécialiste, et d'une main sûre et habile, elle va d'un lit à l'autre soulageant ses malades: succès, satisfaction, une juste fierté; elle se sent quelqu'un, presque infaillible quand il s'agit de son travail spécial; n'est-il pas compréhensible si peu à peu il se forme une tendance en elle à généraliser et qu'elle finit, par se sentir aussi infaillible dans tous les autres domaines de la vie?

Si elle est comme sur une île, où le bruit du dehors pénètre à peine, l'infirmière privée, par contre, vit en contacte étroit avec le monde extérieur et en éprouve quotidiennement les besognes et les soucis. Qu'elle ait une famille à qui elle doit aider, une mère malade à soigner, des enfants qui restent sans surveillance pendant ses veilles ou même un petit ménage seule dans une mansarde, toujours est-il qu'une foule de détails la dis-

traient et la poursuivent jusque dans son travail d'infirmière. Après avoir aidé aux jardins et au ménage pendant des semaines ou soigné un nerveux, elle peut être appelée d'un moment à l'autre auprès d'un grand opéré, Seul une élasticité considérable lui permettra de mettre de côté instantanément ses soucis de tous les jours, afin de se concentrer à ce travail d'hôpital, de s'adapter parfaitement au rouage compliqué d'une section chirurgicale. — Ce n'est pas nécessairement un travail très spécial qui cause uniquement ces frottements pénibles entre infirmières. Pensez à l'infirmière privée, à la merci d'un malade égoiste et nerveux, qu'une fracture compliquée force pendant des semaines à l'immobilité d'une position inaccoutumée. Heures monotones et souvent exaspérantes. Combien reconnaissante serait-elle pour un mot de compréhension et d'encouragement de la part de l'infirmière d'étage. Par malchance cette dernière est justement très occupée ou encore elle a eu une complication quelconque — incident qui ne manque jamais dans sa journée — et voici la garde privée l'accoste maladroitement, juste au mauvais moment, dans l'espoir d'un mot encourageant.

Les possibilités de divergences entre infirmières qui pèsent sur leur vie et leur travail sont diverses et variées. Si ces quelques exemples peuvent aider à l'une ou l'autre d'entre elles à mieux comprendre sa compagne, à créer une atmosphère de collaboration, ces lignes n'auront pas été écrites en vain. *Irma Hoffmann.*

Les cures de jeûne.

Il est fréquent que nos inventions aient connu des précurseurs et qu'on puisse retrouver dans le passé les traces de ce que nous croyons nouveau. Pour les cures de jeûne, dont on parle beaucoup en ce moment, ce ne sont pas seulement des traces que nous repérons de la sorte. D'un bout à l'autre de l'histoire médicale et même de l'Histoire tout court, nous rencontrons des aïeux qui avaient en l'abstention de nourriture une confiance absolue et, sans appeler en témoignage les Grecs et les Romains, nous pouvons constater que toutes les religions ont prévu des périodes d'abstinence qui ne sont que des cures de jeûne plus ou moins atténuées. Il nous est loisible aussi d'évoquer les ombres de Cheyne, d'Albertini, de Valsalva, de beaucoup d'autres, et de nous rappeler que pour le premier nommé, qui vivait au 17e siècle, la diète était à elle seule capable d'éloigner et de guérir toutes les maladies.

Il semble que nous soyons en train de revenir aux idées de Cheyne et en même temps d'effectuer un retour vers les grands principes des médecins des siècles révolus en donnant une place importante, dans cette cure, à la purgation, après avoir entendu dire par quelques-uns qu'elle était susceptible de déclencher des maux innombrables. Restons cependant, à cet égard, dans des limites raisonnables. N'attendons pas de la cure de jeûne des miracles à tout bout de champ. Il est déjà bien beau qu'elle constitue une excellente chose, mais justement à deux conditions: c'est d'abord de la réserver aux cas où elle peut être utile, c'est ensuite de ne pas en exagérer les prescriptions ni la sévérité.

Le jeûne en tant que méthode thérapeutique, après avoir été complètement délaissé, sauf les cas de maladies fébriles où une sage conception l'a

de tout temps dicté au médecin, a été, en somme, rénové par Dewey vers 1885. Son livre, cependant, ne fit guère de bruit et bien rares furent ceux qui consentirent à suivre ses enseignements. Un peu plus tard, un éminent médecin italien, exerçant d'ailleurs en France, Guelpa, ayant étudié dans les hôpitaux les malades chroniques et la façon dont ils résistaient à la maladie en la comparant au régime qu'ils suivaient, jeta une lumière éclatante sur les bienfaits que l'on pouvait attendre en pareil cas de la cessation au moins provisoire de l'alimentation. C'est à lui, en réalité, qu'il faut faire remonter l'essor de ce mode de traitement, à lui et à l'apostolat qu'il a déployé et déploie encore pour le succès de ses idées. Le nom de *cure de Guelpa* est maintenant connu et c'est à juste titre qu'on lui en rapporte l'honneur. Non seulement il fut suivi par un nombre croissant de médecins, mais on vit même se manifester en faveur de sa méthode cette espèce d'engouement que le public adopte parfois pour certaines doctrines et certaines pratiques qui lui paraissent d'une engageante simplicité, sans qu'il soit besoin, pour cela, qu'il en comprenne parfaitement les idées directrices et le mécanisme. C'est ce que l'on peut appeler proprement, en matière de médecine, la mode.

Il est à remarquer que Guelpa n'appliqua d'abord son procédé qu'au diabète. Il établit qu'un jeûne absolu de quelques jours, accompagné de purgations, faisait diminuer le sucre dans l'urine des diabiétiques et que ce sucre finissait par disparaître si médecin et malade faisaient preuve d'une suffisante constance. Quelques-uns de ses confrères, auxquels il soumit ses réflexions à ce sujet, ne crurent pas qu'il suffisait de le railler pour résoudre le problème; ils expérimentèrent à leur tour et arrivèrent à des constatations analogues. Puis ce fut à la goutte que s'en prit l'initiateur et il déclara en avoir souvent triomphé avec la même arme. Vinrent ensuite le rhumatisme déformant, certaines obésités, quelques espèces de migraines, le morphinisme et d'autres intoxications, les infections consécutives aux grands traumatismes, etc.

Cette énumération semble manquer d'homogénéité et cependant, si l'on considère attentivement cette longue série de maux, on voit que toutes les affections en questions ont un lien entre elles. Ce lien, c'est l'intoxication. Que le poison vienne du dedans ou du dehors, il est là et c'est lui qui est la cause de tout le mal. C'est contre lui qu'est dirigée la cure de jeûne et c'est lui qui, en fin de compte, est le plus souvent vaincu par elle.

Voyons, en effet, ce qui se produit lorsqu'un individu cesse totalement de manger. Nous avons souvent comparé l'organisme humain à une grande usine. Les aliments en sont à la fois le combustible et les matières premières. Si, soudain, on ne lui fournit plus ni l'un ni les autres, l'usine est désemparée. Ne pouvant fonctionner sans cet apport, jusqu'ici régulier, va-t-elle être obligée de déclarer la grève totale? Ce serait, on le conçoit, d'une extrême gravité. Non: ce qu'on se refuse à lui fournir, elle va le chercher ailleurs et, pour un certain temps du moins, elle le trouvera.

Il se produit même un phénomène curieux, sinon paradoxal. Dans sa hâte à prendre tout ce qui peut servir à remplacer les matériaux défaillants, l'usine précipite son travail et commence par agir comme si son activité, au lieu de se ralentir, s'accroissait. On dirait que la crise actuelle la rend méfiante pour l'avenir et elle fait, si l'on peut dire, main basse sur tout ce qui lui peut servir. Des expériences déjà anciennes ont en effet démontré

que, lorsqu'on jeûne, les échanges organiques sont accrus, au moins au début. Ce n'est que plus tard que cette activité se ralentit. Voilà donc notre usine faisant feu de tout bois et comburant tout ce qu'elle rencontre.

Que va-t-elle ainsi utiliser? Tout d'abord ses réserves. Aux temps normaux où, avec une louable régularité, on servait à l'organisme ses repas quotidiens, il a mis de côté, on dirait avec prévoyance, des matériaux dont la plus grande part affectaient la forme de graisse. Quelle belle occasion, cette période de jeûne inattendue, pour aller puiser dans ces réserves. Aussi la cure de jeûne a-t-elle comme résultat évident et attendu, parce que logique, de faire maigrir celui qui s'y soumet.

Bien avant même que ces réserves de graisse soient sérieusement entamées, l'organisme s'adresse aux appareils même qui le constituent et cherche s'il n'en pourrait pas utiliser quelques éléments sans nuire à l'ensemble. Il découvre alors qu'il y a, dans tous, des cellules vieillies, affaiblies, qui ne servent pas à grand'chose. Elles n'opposent que peu de résistance à cette fringale; elles sont absorbées, brûlées, assimilées. Elles font de cette façon, bien malgré elles, de la place pour des cellules nouvelles, qui se hâtent de surgir et de remplir les vides. Et c'est ainsi que Guelpa a pu dire que jeûner, c'était faire une cure de rajeunissement. Il est fréquent, en effet, que quelques jours de ce régime fassent celui qui s'y soumet plus léger, plus alerte, plus apte au travail.

Mais il dévore encore autre chose, cet organisme, et quelque chose sur quoi il convient d'insister tout spécialement. Nous savons que l'usine humaine, en fonctionnant, laisse des déchets que sont chargés d'expulser les émonctoires, dont les principaux sont le rein, l'intestin et la peau. Quand tout va bien, ce rejet se fait à merveille et les résidus en question sont éliminés dans la proportion où ils se produisent. Que les phénomènes de la nutrition se ralentissent, que les machines soient surmenées, ainsi que cela se passe dans les affections qui constituent l'arthritisme, et les scories de ce genre s'accumulent un peu partout, encrassent les rouages, gênent la marche de l'usine et, étant donnée leur nature toxique, risquent à la fois d'enrayer tous les appareils et d'intoxiquer tout l'organisme.

Vient le jeûne et le manque de matières premières dont nous avons parlé. Comme il en faut à tout prix, l'usine ira les chercher dans les déchets même comme elle les a trouvées dans les réserves et les cellules vieillies, et mettra ceux-ci à brûler dans le four qui ne doit pas s'arrêter. Du coup ces tas encombrants diminuent, s'épuisent; les appareils désencrassés vont retrouver un fonctionnement plus facile et, par la même occasion, l'empoisonnement n'est plus à craindre. C'est ainsi que le jeûne réalise la désintoxication et c'est ce qui explique qu'il soit favorable toutes les fois que les résidus s'accumulent, toutes les fois aussi que les matériaux toxiques sont en grande quantité dans notre économie. C'est un nettoyage parfait que réalise la privation des aliments et la façon dont nos organes réagissent contre cette pauvreté d'apports qui les surprend et les oblige à des actes inhabituels.

Mais, à côté du jeûne, la cure de Guelpa comporte encore deux autres éléments: la purgation et les boissons abondantes. Tous deux sont mis là pour aider les organes de nettoyage, les émonctoires, dans leur besogne de salubrité. D'une part, en effet, les produits toxiques dont nous avons parlé s'accumulent volontiers dans l'intestin, sorte de collecteur qu'il convient de

tenir aussi net que possible. La purgation s'en chargera et elle le fera à merveille. Le rein aussi a besoin d'aide pour remplir son office. Il faut que les matières usées qu'il a pour mission de rejeter au dehors lui soient apportées le plus diluées possible. Ce sont les boissons abondantes qui sont mises là pour cela. Tout doit concourir au désencombrement de l'organisme menacé. La cure n'est vraiment efficace, que si cet ensemble de mesures est au complet.

Cependant, écoutons les lamentations et les craintes de ceux que l'on tente — la première fois du moins — de soumettre à ces mesures de salut: «Trois, quatre jours de jeûne, une purgation tous les matins! Jamais je n'y résisterai, je vais perdre toutes mes forces, je ne pourrai plus travailler, ma faiblesse sera effrayante!» C'est là une erreur, mais une erreur dont on n'est convaincu que lorsqu'on a tenté l'expérience. Elle provient de ce que l'on confond trop volontiers l'habitude de manger à heure fixe avec la faim. Ecoutons ce que dit à cet égard un des médecins qui ont le mieux analysé la cure de Guelpa, M. Laumonier: «Le sujet, surtout celui qui pratique la cure pour la première fois, est tout dépaysé; il était accoutumé à manger à de certaines heures, à éprouver une série de sensations et d'impressions qui lui manquent tout à coup; il en est surpris, gêné et contrarié, et c'est là tout uniment ce qui cause son malaise.» En voulons-nous une preuve moins théorique, la voici: soumettez à l'épreuve du dynamomètre (un appareil qui ne ment pas et qui n'a aucune raison d'être d'un bord plutôt que d'un autre) le sujet au deuxième jour de la cure qu'il tient pour si débilitante et vous constaterez que ses forces sont tout aussi grandes qu'avant, parfois même plus. Mieux encore, le nombre des globules rouges de son sang, au bout de trois jours, s'est accru. Voilà encore un témoignage qui n'est pas suspect. D'ailleurs, confessez des malades auxquels on a «infligé» ce régime qu'ils craignaient tant. S'ils ont eu le courage de le suivre aveuglément, ils reconnaîtront que cela a été l'affaire de vingt-quatre heures pour que disparaissent toutes les sensations qu'ils redoutaient. Il en est beaucoup qui ne cessent pas une minute de s'occuper de leurs affaires et qui déclarent qu'ils les font avec une liberté d'esprit plus grande et une facilité accrue.

De tout ce que nous venons de dire, il s'ensuit que la cure de jeûne, surtout comprise comme l'a édictée Guelpa, est une chose très remarquable et une méthode pleine d'utilité. Encore faut-il, répétons-le, ne l'appliquer qu'aux états à quoi elle convient. Suivie sans raison valable, elle ne fera naturellement aucun bien et elle est susceptible de faire du mal. Il faut, en outre, la limiter à une durée raisonnable, ne pas la prolonger au delà des nécessités et ne pas abuser de la purgation. Continuer celle-ci au delà des jours convenables, ce serait donner raison à cet adversaire de Guelpa qui considérait que cet élément de la cure, c'était non plus la purgation, mais le purgatoire. Tout cela revient à dire que le médecin seul, après examen consciencieux de son malade, après les analyses souvent nécessaires, est sûr de faire une bonne œuvre et de bonne besogne avec cette cure de désintoxication et de désencombrement de l'organisme. Jeûner quand il en est besoin, c'est une excellente mesure. Jeûner par mode ou sur l'avis des incompétents, serait simplement une bêtise et une bêtise qui, en outre, pourrait n'être pas inoffensive.

Kämpfer für das Leben.

Noch stehe ich im Banne dieses Buches «Kämpfer für das Leben» von Paul de Kruif, das ich vor vier Jahren gelesen habe. Es zeigt uns grosse Helden der Wissenschaft, die ihr Leben ganz in den Dienst der Menschheit gestellt haben. Auch zwei sehr bekannte Schweizer Aerzte sind geschildert, die so Grosses geleistet haben auf diesem Gebiete.

Aber den gewaltigsten Eindruck hinterlässt mir Dr. Ignaz Semmelweiss (1818—1865), ein Deutsch-Ungare, der den Erreger des Kindbett- oder Wochenbettfiebers (Puerperalfieber) anno 1847 entdeckt hat. Ja, man muss dieses Buch gelesen haben, um verstehen zu können, was dieser junge, einfache Arzt alles leiden musste in einer grossen Gebärklinik in Wien. Wie all die Not dieser armen Mütter, die von dieser Krankheit befallen und dahinstarben, ihm zu Herzen ging. Wie ruhelos und mit welcher Intensivität suchte Semmelweiss der Ursache dieser Krankheit beizukommen. Und dann — eines Tages machte er diese gewaltige Entdeckung, dass eine Infektion sich bei der Entbindung durch die Hände oder Instrumente des Geburtshelfers oder -helferin auf Wunden der Geburtsstelle übertragen könne.

Und mit welcher Entschiedenheit arbeitete Semmelweiss nun daran, dass kein Arzt oder Student in seiner Gegenwart sich einer Wöchnerin nahen durfte, ohne durch gründliche Desinfektion die Hände sich keimfrei gemacht zu haben.

Und in diesem einfachen Mittel (Asepsis) lag die Tatsache, wie dieser Krankheit vorgebeugt werden kann. Ein Monat vor der Entdeckung Semmelweiss' starben noch 18 von 100 Frauen am Kindbettfieber. Ein Monat später noch 2 von 100 und nach zwei Monaten nur noch 1 %.

Als Dr. Semmelweiss den infektiösen, septischen Charakter des Kindbettfiebers nachwies und die örtliche Uebertragung des Ansteckungsstoffes durch die Hand des Arztes oder der Hebamme betonte, diese grundlegende Studien zu seiner Lehre von der Aetiologie des Kindbettfiebers machte, war der junge Mediziner erst 28 Jahre alt und erst ein Jahr Assistent in einer geburtshilflichen Klinik in Wien. — Seine Lehre, die insofern einseitig war, als er nur ein bestimmtes (nekro) Gift als Ursache der Krankheit betrachtete, fand heftigste Gegnerschaft bei Gynäkologen und Aerzten, und obwohl er die Sterblichkeit in der Geburtsklinik zu Wien auf einen verschwindenden Teil herabsetzte. vermochte er damals seinen Anschauungen, die später glänzende Bestätigung fanden, keine allgemeine Geltung zu verschaffen. Was musste dieser einfache Praktiker alles leiden, im Kampfe um sein wissenschaftliches Resultat. Auch das herbste, was ein Mensch mit grossen Idealen erfahren kann, blieb ihm nicht erspart, die Anfeindung von seinen Kollegen und Professoren. Wie es bei grossen Wissenschaftlern, die ihr ganzes Streben leidenschaftlich nur auf Forschungen konzentrieren, nicht so ganz selten ist und dabei fraulicher Obsorge entbehren, vernachlässigte er auch die äussere Lebenshaltung, war oft unmanierlich, ungezogen, unbeherrscht; sicher alles Anfangserscheinungen seiner späteren psychischen Verfassung. Er wurde verspottet und für verrückt erklärt ob seiner Lehre, die er aufstellte. Gewiss, seine Lehre war äusserst einfach und lag nur in der gründlichen Desinfektion der Hände mit etwas Chlorkalk und allem, was mit dem Patienten in Berührung kam. Und doch hat Semmelweiss diesen Mütter mordenden Tod damit bekämpfen können. Ihm ist das als Erstem

gelungen, soweit die Geschichte der Medizin reicht. Und dieser grosse Gelehrte, dieser edle Mensch und Retter der Mütter, Dr. Semmelweiss, blieb lange verkannt und unverstanden, trotz seiner Verdienste um die Wissenschaft von den eigenen Kollegen und Professoren beiseite geschoben. 1854 wurde er zwar Professor der Geburtshilfe in Pest, aber durch das lange Nichtgewürdigtwerden wurde er verbittert und zerbrach am Leben.

Dr. Semmelweiss erlebte es nicht mehr, wie sein Buch «Aetiologie-Begriff und Verhütung des Kindbettfiebers» wie eine Bombe einschlug unter den Gynäkologen Europas. 1906 wurde ihm in Pest ein Denkmal errichtet. Erbliche Belastung, Nervenzerrüttung und der aufreibende, zermürbende Kampf schwächte seine Geisteskräfte und er endete im Irrenhaus.

Habe Dank, lieber Dr. Semmelweiss, für alles, was du mich gelehrt hast. Auch ich freue mich, etwas zur Ehre dieses so spannenden und lehrreichen Buches tun zu dürfen.

Kämpfer für das Leben, II. Teil.

Dieses Buch «Kämpfer für das Leben» hat auch mich mit grosser Begeisterung und Mut erfüllt, auch eine Kämpferin zu werden, aber für das ewige Leben, eine «Gotteskämpferin».

Auch in unserem Berufsleben gibt es innere und äussere Kämpfe. Ein Jeder bekommt seine besondere Mission mit ins Leben; sie zu erfüllen, das soll unsere erste Sorge sein, ganz gleich auf welchem Posten wir stehen. Bis in die letzte Faser unseres Wesens hinein müssen wir unser Ideal verwirklichen, Edelmenschen zu werden suchen, Christus in uns gestalten, Salz der Erde sein und Licht der Welt. Nicht schales Salz und nicht trübes Licht werden, darum gilt unser erster Kampf dem eigenen Ich; mit aller Energie ist da zu kämpfen, auf dass dieses Ich seine Würzekraft und seine Leuchtkraft nicht verliere. In unserem Berufe gibt es leichtere und schwerere, dankbarere und undankbare Posten; aber auf jedem Posten seien wir Licht, das den andern leuchtet, Ein Licht unserer Umgebung — dadurch, dass wir in unserem Benehmen und in unserer ganzen Lebensführung den Erwartungen entsprechen, die unsere Nebenmenschen berechtigterweise von uns hegen dürfen — als hilfsbereite Schwester, als sittlich starke, charaktervolle Persönlichkeit.

Viele Schwierigkeiten sind zu überwinden, nicht alle Erwartungen werden sich erfüllen. Was wir finden, ist häufig genug Arbeit und Mühe, Verkennung und Misserfolg, Undank und Aerger, Verdruss, Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten, die die Schaffenskraft lahmlegen, einen mutlos machen und der Seele die Schwungkraft nehmen; aber wir müssen auf dem Posten ausharren, auf den der Gehorsam uns gestellt, wir müssen kämpfen, unserem Opferberufe die Treue halten, trotz allen Enttäuschungen und Fehlschlägen und Niederlagen; wir dürfen uns vom Leben nicht zerbrechen lassen, die Schwierigkeiten müssen unsere Kräfte stählen und uns anspornen, über sie Herr zu werden.

Darum immer, trotz aller Qual und innerer Not, als dienende, hilfsbereite Schwester dem Kranken zum Segen werden durch ruhige, heitere Gleichmässigkeit, durch bescheidenes Sichgeben und durch stilles Opferbringen.

Mag sein, dass unsere menschliche Kraft oft fast nicht mehr kann und mag, aber wieviel übernatürliche Kraft kommt uns aus dem Gebete, aus den

hl. Sakramenten, Gnaden, die jeden Augenblick für uns bereit stehen. Tiefes religiöses Leben, innige Verbindung mit Christus soll unsere Kraft steigern in einem Mass und Umfang, dass wir alles vermögen: «Alles vermag ich in dem, der mich stärkt» (Phil. 4., 13). — Nur nie mutlos werden und nie vom Leid und der Not des Lebens sich zerbrechen lassen! Wir müssen mit dem Auge des Glaubens schauen. Kein Leid und kein Weh kommt über uns, hinter dem nicht der Vater im Himmel steht. Alles in diesem Leben ist nur eine Prüfung für das ewige Leben; das wahre Glück ist erst im Jenseits zu erlangen. Halten wir uns stets die Worte des hl. Paulus vor Augen: «Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Besten» (Röm. 8., 38).

St. Augustin hat die seltsamen Worte geschrieben: «O glückliche Schuld, die einen solchen Erlöser von solcher Güte und Barmherzigkeit uns gebracht!» — Kann es eine glückliche Schuld geben, eine Schuld, die uns zum Besten gereicht? Ja, für jene, die Gott lieben, die in liebender Reue diese Schuld beklagen, in sühnender Busse sie bekennen und in sühnender Genugtuung diese Schuld gutzumachen suchen. Und hättest du viel gesündigt, so ergänzt Jesus gerade für dich diese Zusicherung und Hoffnung: «Dir wird viel vergeben, weil du viel geliebt hast» (Luk. 7., 47).

Was folgt aus dieser lichtvollen Lehre? Dass für uns eigentlich nur eine Sorge bleibt: dass ich Gott liebe und seinen heiligen Willen tue. — Auf kürzeres oder längeres Leben, ob verkannt und nicht gewürdigt, ob Erfolg oder Misserfolg, darauf kommt es wenig an, wenn ich nur Gott liebe, seinen heiligsten Willen anstrebe, dann gereicht mir immer und alles zum Besten. Das ist die Freiheit der Kinder Gottes, Gott ist mein Vater, ich bin sein Kind.

Was unser Leben wertvoll macht, ist nicht, dass wir Anerkennung finden, uns in äussere Tätigkeit verlieren und Erfolge erzielen, sondern dass wir uns zu Idealmenschen durchringen, immer die Tugend des Gleichmutes anstreben, indem wir uns oft den Gedanken ins Gedächtnis rufen: Ich habe mich Gott zur Erfüllung seines heiligen Willens geschenkt. Das heisst, um alles zu tun und zu leiden, was Gott will, wo Gott will und wann Gott will. Der wahrhafte Besitz dieser Tugend ist der Anfang des Himmels schon auf dieser Welt. Unsere Sorge also, in den Kämpfen des Lebens uns durchzukämpfen zu Siegern im Sinne der Ewigkeit, deren Menschentum reich erfüllt ist von Ewigkeitswerten.

Schw. *E. K.*

Wenn dem Patienten die warme Nahrung widerstrebt, dann bereitet man ihm im Schüttelbecher eine

OVOMALTINE — kalt.

Dies ist Erfrischung und Nahrung zugleich.

Dr. A. Wander AG., Bern

Buchdruckerei Vogt-Schild A.-G., Solothurn. — Imprimerie Vogt-Schild S. A., Soleure

Im Trachten-Atelier
des Schweiz. Krankenpflegebundes
Asylstrasse 90 Zürich 7

werden unsere Schwestern durch tadellose **Massarbeit von Mänteln und Trachten** in nur prima Stoffen (Wolle und Seide) zufrieden gestellt.

Bitte verlangen Sie Muster und Preisliste

Langjährige
Gemeindeschwester
erfahren in Kranken- und Säuglingspflege (eigene Möbel), sucht passende Stelle. Offerten unter Chiffre 290 an den Rotkreuzverlag, Solothurn.

Diplomierte, erfahrene
Schwester
sucht Arbeit in Klinik, Spital, Sanatorium oder Privat. Offerten unter Chiffre 289 an den Rotkreuz-Verlag, Solothurn.

Katholischer
Krankenpfleger
sucht Posten in Spital, auf med. Abteilung, oder als ständiger Nachtpfleger. Zeugnisse zu Diensten. Offerten an Chiffre 288 an den Rotkreuz-Verlag, Solothurn.

„Floc"
der schmucke Wattezupfer
ist angenehm im Gebrauch
hygienisch
praktisch und
sparsam

Neu:
Mit verbilligter Nachfüllpackung

In Apotheken und Drogerien erhältlich
„Floc"-Wattezupfer zu Fr. 1.—
„Floc"-Nachfüllpackung zu Fr. —.60

Verbandstoff-Fabrik Zürich AG., Zürich 8

Lebenswichtige Ausgleichstoffe
des Mineral- und Vitaminhaushaltes

Macalbit

Dosierung: Kinder bis zu 6 Jahren ½—1 Tablette 3mal täglich. Kinder von 6—12 Jahren 1—2 Tabletten 3mal täglich.
Erwachsene:
2 Tabletten 3mal täglich.

Packungen und Preise:

	Arzt	Publikum
30 Tabletten . .	Fr. 1.35	Fr. 1.50
100 Tabletten . .	„ 3.35	„ 3.75

Magnesium, Calcium, Vitamine A + D, Phosphate

Zur allgemeinen Belebung und Kräftigung im Wachstum, in der Schwangerschaft, bei einseitiger Ernährung, bei Defizit in den Tropen, beim Sport usw.

SANDOZ AG - BASEL

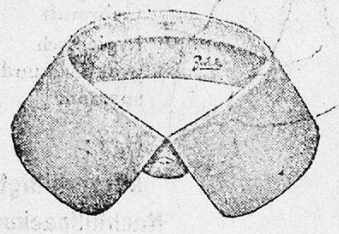
Wärme heilt

Paket Fr. 1.25

Die Feuerwatte PYROGENE bekämpft erfolgreich Rheuma, Hexenschuss, Ischias, Ohren-, Hals- und Brustweh, neuralgische Schmerzen.

Leicht anzuwenden:
Einfach auflegen, über Nacht oder während der Arbeit und Pyrogène wärmt sofort.

Schwesternkragen



Manschetten und Riemli

kalt abwaschbar

sind sparsam und hygienisch. - Erhältlich in vielen Formen durch das Spezialgeschäft

ALFRED FISCHER, Gummiwaren
ZÜRICH 1, Münstergasse 25

Schwesternheim
des Schweizerischen Krankenpflegebundes
Davos-Platz Sonnige, freie Lage am Waldesrand von Davos-Platz. Südzimmer mit gedeckten Balkons. Einfache, gut bürgerliche Küche. Pensionspreis (inkl. 4 Mahlzeiten) für Mitglieder des Krankenpflegebundes Fr. 5.50 bis 8.—. Nichtmitglieder Fr. 6.50 bis 9.—. Privatpensionäre Fr. 7.50 bis 10.—, je nach Zimmer.

Couch-Betten
bewährte Modelle für Schwesternzimmer

Matratzen aller Art, mit und ohne Federeinlagen

Steppdecken
Flachduvets
Reformkissen

Carl Neher, spez. Werkstätte, **Zürich 1**
Talstrasse 41 (Bitte Katalog verlangen)

Schwestern-Trachten

in bester Qualität und Verarbeitung. Kleider werden auf Bestellung nach Mass angefertigt. Mäntel dagegen sind stets in grosser Auswahl vorrätig, in blau und schwarz.

Verbandsvorschriften u. privaten Wünschen tragen wir gerne Rechnung. Bei Muster-Bestellungen bitten wir um Angabe des Verbandes.

Diplomierte Schwestern in Tracht erhalten 10% Rabatt.

Ch. Rüfenacht A.G.

Spitalgasse 17 **BERN** Telefon 2.12.55

Nur dauernde Insertion
vermittelt den gewünschten Kontakt mit dem Publikum

Allgemeine Bestattungs AG.

besorgt und liefert alles bei Todesfall

Leichentransporte

Bern
Nur: Zeughausgasse 27
Telephon 2.47.77

POMPES FUNÈBRES GÉNÉRALES S.A., BERNE

Rotkreuz-Verlag Solothurn

Nr. 4 — September 1940

LINDENHOFPOST

BEILAGE ZU DEN BLÄTTERN FÜR KRANKENPFLEGE

Erscheint alle 2 Monate

Bern, den 7. September 1940.

Meine lieben Schwestern!

Am Bettag, am 15. September, können wir nun die Diplomierungsfeier begehen. Es sind die Schwestern der Kurse 75 und 76, die ihr Fest erwarten. Wir werden nur eine kleine Gemeinde sein, da wir ja von einem allgemeinen Schwesterntag absehen müssen. Leider auch wird die Mitteilung durch die «Lindenhofpost» an unsere Schwesternschaft zu spät eintreffen und deshalb auch viel Gedenken und Wünschen ausbleiben. Das tut mir leid, denn ich weiss, wie wichtig es ist, dass wir solche Tage gemeinschaftlich, wenn auch nur in Gedanken, verbringen; wie stark wir spüren dürfen, wenn ernstlich und aufrichtig Gedanken und Bitten mit uns sind.

Heute nachmittag absolvierten unsere Schülerinnen das Massage-Examen. Wir haben uns gefreut über das Resultat und hoffen nun sehr, es werde ihnen viel Gelegenheit gegeben, das Gelernte auszuüben und sich immer mehr Fertigkeit aneignen zu können. Wie schade ist es doch, dass mehr und mehr diese Tätigkeit an Masseure und Masseusen abgetreten wird und dadurch die Schwestern nur noch selten dazu kommen. Freilich gibt es viele Gründe, die für diese Neuerung sprechen, man denke nur an die körperliche Anstrengung, die das Massieren erfordert. Andererseits aber wird damit auch wieder eine wesentliche Mitbeteiligung am Heilungsprozess des Patienten uns entzogen, die vorher eine tägliche Freude war.

Schon bald folgen nun die andern Examen. Zuerst dasjenige der Erstsemestrigen und um den 20. September herum sollen sie alle fest an die Sechstsemestrigen denken und den Daumen halten. Es wird eifrig gelernt; die putzende Haushaltung repetiert beim Blochen die Anatomie und geht man durch den Garten, so trifft man auf Bänken und Liegestühlen einzeln oder in Gruppen arbeitende «Studentinnen». Für sie war der etwas reduzierte Betrieb der letzten Wochen wohl herrlich, weil sie mit so gutem Gewissen tüchtig hinter den Büchern und Heften sein konnten.

Die Ferien der Aerzte brachten eine leichte Verminderung der Belegung im Spital, dafür hatte die Wöchnerinnen-Abteilung regen Betrieb.

Für unsern Herrn Verwalter bringt die Zeit immer neue Aufgaben. So hat die drohende Kohlenknappheit veranlasst, die Heisswasserversorgung im Pavillon an den elektrischen Strom anzuschliessen. Seit einigen Tagen wird nun auch die Dampfbeschickung des Operationssaals mittels Elektrizität vollzogen. Diese Massnahmen gestatten die Einschränkung des Kohlenverbrauchs um ein Beträchtliches und wir können dadurch mehr Heizmaterial für die kalte Zeit sparen. Schon seit vielen Wochen haben unsere Schwestern Weisung erhalten, in der Woche nur noch einmal warm zu

baden. Das war bei dem schönen Wetter ja auch gut möglich. Weniger angenehm werden die kalten Douchen im Winter sein, aber gewiss nicht gesundheitsschädlich. Im Gegenteil, es wird eher eine Abhärtung zur Folge haben, die uns allen gut bekommen kann. Jede Schwester muss sich täglich neu vornehmen, so gut und gewissenhaft mit allem Material umzugehen als nur immer möglich. Dazu gehört auch der Verbrauch von heissem Wasser. Das alles wollen wir jetzt tun, damit wir uns in einer kommenden Zeit nicht sagen müssen: Wir hätten mit gutem Willen noch mehr sparen können.

Und weil es uns noch über alle Massen und unverdienterweise gut geht, so wollen wir auch täglich daran denken, wie sehr uns das verpflichtet, uns dieses Wohlergehens würdig zu erweisen, Herz und Hand offen zu halten für fremde Not und unser Leben so zu führen, dass es unserem Lande zur Ehre gereicht. Herzlich grüsst Sie Ihre *H. Martz.*

Schwester Sophie Eggmann

geb. 1. September 1882, gestorben 24. Juli 1940.

Unsere liebe Schwester Sophie trat als Schülerin des 25. Kurses im Oktober 1911 in die Pflegerinnenschule Lindenhof ein. Sie erhielt das Diplom im Mai 1915.

Schon während ihrer Lehrzeit erkrankte sie an Gelenkrheumatismus, die eine Herzschädigung zur Folge hatte. Schwester Sophie erholte sich aber wieder gut und konnte ihre Lehrzeit ohne weitere Unterbrechung zu Ende bringen. Das Basler Bürgerspital war ihr sehr lieb geworden und sie arbeitete dort weiter bis zum Jahre 1920, wonach sie dann anderwärts tätig war. Als am Anfang des Jahres 1924 in Basel wieder eine Grippewelle auftrat, wurden viele Schwestern ins Hilfsspital gerufen. Auch Schwester Sophie fand sich dort ein. Wir übernahmen zusammen das Pavillon mit den Rekonvaleszenten, verstanden uns gut und verlebten eine Zeit schönster Kameradschaft. Schwester Sophie war eine ausgezeichnete Krankenschwester, von vorbildlicher Gewissenhaftigkeit. Ihre Patienten fühlten sich wohl und geborgen bei ihr. Sie war fröhlich und stets bereit, mit einem Scherzwort eine Situation zu retten. Sie hatte aber auch das rechte Rüstzeug zum Trösten und Helfen.

Eine erneute, weit heftigere Erkrankung an Gelenkrheumatismus verschlimmerte im Herbst desselben Jahres ihren Zustand um ein Wesentliches, so dass sie von diesem Zeitpunkt an nicht mehr an die Ausübung ihres Berufes denken durfte. Welche Enttäuschung und welcher Verzicht das für Schwester Sophie bedeutet haben muss, können wir nur ahnen. Selten hat sie sich darüber geäussert und noch seltener geklagt. Sie zog sich nach Uttwil am See, wo sie zu Hause war, zurück und lebte dort ein Leben der Schonung, wie es ihr Herz ihr aufzwang. Oft wochen- und monatelang bettlägerig, durfte sie zwischendurch auch wieder leichtere Zeiten erleben. Der Höhepunkt wurde für sie die jährliche Reise an den Schwesterntag, die dann ausgedehnt wurde mit Besuchen in Bern und in ihrem lieben Basel. Ueberall hatte sie Freunde, die sie gern bei sich aufnahmen und sie konnte in dieser Ferienzeit Kraft sammeln für die Tage, die ihr nicht gefallen konnten, wenn das Uebel sie plagte und ihr Beschwerden machte.

Als ihr Leiden schlimmer wurde, musste sie sich oft für längere Zeit im Krankenhaus Romanshorn pflegen lassen. Sie verbrachte auch die letzten Wochen dort.

Schwester Sophie hat sich in ihrer langen Leidenszeit als tapfer erwiesen. Die guten Tage benützte sie zum Handarbeiten. Es sind unendlich viele Knäuel Wolle von ihr verstrickt worden zu vielerlei Kleidungsstücken. In der bösen Zeit musste sie stille liegen und konnte sich nur freuen am Besuche der vielen Meisen, die bei

ihr aus- und einflogen. Sie durfte auch viel Liebes erfahren von ihren Freunden, und sie hat noch in den letzten Tagen darum gebeten, dass in der «Lindenhofpost» allen Schwestern und Bekannten ihr herzlicher Dank dafür übermittelt werde. Dem Tod sah sie getrost entgegen, wurde sie doch endlich aus dem qualvollen Dasein erlöst. Uns wird eindrücklich bleiben ihre Tapferkeit und Heiterkeit in der langen Zeit ihrer Krankheit und wir danken ihr für dieses Geschenk. *H. M.*

Nachrichten aus dem Schwesternkreis.

Todesanzeigen: Herr A. Bauer, Vater von Schw. Margrit Bauer, Clinique Manufacture, Leysin; Herr Dr. H. Brand, Vater von Schw. Margrit Brand, Aegertenstrasse 69, Bern; Frau L. Weber-Marolf, Schwester von Schw. Pauline Marolf, Menziken (Aargau). — *Geburten:* Peter Christian, Sohn von Frau Elisabeth Bener-Frauchiger, Alexanderstrasse 1, Chur; Urs Roland, Sohn von Frau Lisa Neff-Ganz, Kantonsspital Winterthur. — *Vermählungen:* Schw. Lydia Schneeberger aus Kurs 73 hat sich im Juni vermählt mit Herrn Paul Brun-Jarret (Adresse: Villa La Marine, Sanary-sur-mer, Var, France); Schw. Charlotte Meyer aus Kurs 76 vermählt sich mit Herrn H. Ludwig, Totentanz 9, Basel.

Beziehung zu anderen Pflegerinnen.

Auszug aus: «Ethik der Krankenpflege» von Oberin Estrid Rodhe, Stockholm.

Die Disziplin ist aber auch notwendig in dem ganzen komplizierten Getriebe eines Krankenhauses mit den vielen grossen und kleinen Rädern, von denen jedes einzelne unentbehrlich ist. Wie unter Blinden der Einäugige König ist, so steht über der Schülerin die Probeschwester, über ihr wieder die Abteilungsschwester, so kommt die Hausmutter oder Oberin, und über dieser wieder steht das Aerztekorps. Und auch dieses wieder ist in Assistenzärzte und Oberärzte gegliedert; über allen steht dann die Direktion, der Direktor. Es ist sicherlich keine Kleinigkeit, einen solchen Riesenapparat reibungslos arbeiten zu lassen. Ich halte es aber für ausgeschlossen, dass dies ohne Disziplin möglich ist. Disziplin ohne Despotismus, Vertrauen ohne Vertrauensseligkeit ist wohl der Idealzustand für ein Krankenhaus. Dass die Abteilungsschwester eine Schülerin als einen Menschen zweiter Ordnung oder nur als ein notwendiges Uebel ansieht, ist sicher nicht richtig. Es ist sicher nicht leicht, mit immer gleicher Geduld einen Jahrgang nach dem andern von unwissenden, ja vielleicht sogar von uninteressierten Schülerinnen zu empfangen und ihnen ein lebendiges, persönliches Interesse entgegenzubringen. Und dies wird doch in der Tat von jeder Schwester verlangt, der Schülerinnen anvertraut werden. Kann und will sie diese Verpflichtung nicht auf sich nehmen, so sollte sie nie eine solche Stellung übernehmen. Es genügt nicht, dass eine Abteilungsschwester versteht, ihre Kranken musterhaft zu pflegen, es wird noch mehr von ihr verlangt: sie muss auch die Gabe haben, Schülerinnen anzuleiten und zu unterrichten. Es ist dringend zu wünschen, dass dieser Gesichtspunkt gewisse Berücksichtigung findet, wenn immer es sich um die Ernennung von Schwestern für Stellungen handelt, die mit der Ausbildung jüngerer Schwestern verknüpft sind. Die Schülerin hat das Recht, während ihrer Ausbildungszeit von einer Pflegerin angeleitet zu werden, die mit Interesse und Fachkenntnis weitergeben will, was sie selbst gelernt hat.

Wenn man versucht, genaue Richtlinien über das Zusammenleben in einer Gemeinschaft aufzustellen, so darf es uns niemand verübeln, wenn wir uns in unserer

Phantasie das Ideal ausdenken, selbst wenn es in der Wirklichkeit selten oder nie verwirklicht werden wird. Habt ihr euch nie eine Abteilungsschwester vorgestellt, wie sie sein soll, wie eine tüchtige und erfahrene, ernste und dabei doch fröhliche Frau, voll warmen Interesses für die Pflege ihrer Kranken, aber ebenso voll Teilnahme, andere in ihre Kunst einzuweihen; fest die Zügel in der Hand haltend, ohne jede Herrschsucht, eine Frau, deren Anwesenheit allein genügt, um den Kranken Vertrauen und den Schülerinnen Zuversicht einzuflössen, eine Frau, die Begeisterung und Liebe zur Arbeit einzuflössen vermag, weil sie selbst diese grosse Liebe hat.

Ueber die *Kameradschaft* in einem Krankenhause wäre viel zu sagen. Das ist ein interessantes und ziemlich kompliziertes Kapitel. Eine gute Kameradschaft ist etwas äusserst Erfrischendes und Anregendes. Wer wahre Kameradschaft erlebt hat, wird bezeugen können, dass gutes Einverständnis tausend kleine Beschwerden erleichtert, Licht über düstere Stunden breitet und die Müdigkeit verscheucht hat — wie Wind den Staub. Kameradschaft unterstützt die Ausdauer und verjagt die Unzufriedenheit. Aber es gehört gar mancherlei dazu, die Kameradschaft so fruchtbringend zu gestalten. Der Verkehr untereinander muss auf eine Höhe gebracht werden, wo er frei ist von Selbstsucht, Misstrauen, Geschwätz und Neid. Macht man sich die Mühe, gründlich zu untersuchen, was schlechte Kameradschaft für eine Anstalt an unheilvollen Folgen hat, so wird man inne, dass der *Unfrieden* mit einer jener Ursachen zusammenhängt. Es sind meist kleine Dinge, die am meisten stören, so auch im Kameradschaftsleben. Wenn ein jeder nur an sich selbst denkt, wenn eine die andere wegen böser Absichten verdächtigt, wenn vertrauliche Mitteilungen weitererzählt werden, und wenn man sich gegenseitig keinen Erfolg gönnt, so muss der Frieden im täglichen Zusammenleben zugrunde gehen; man verletzt und wird verletzt; die Gemüter werden empfindlich wie offene Wunden, und zuletzt wagt man einander kaum mehr zu begegnen, denn man weiss, es wird mit Streit enden. So belebend und hilfreich gute Kameradschaft ist, so verwüstend und vergiftend ist die schlechte. Die Atmosphäre wird wie verdorben, nichts Gutes kann wachsen, und die Bitterkeit des Gemütes wirkt abstumpfend und zerstörend auf die Arbeit. In einer guten Kameradschaft gibt es ein Gefühl von gegenseitiger Verantwortung. Die Macht des Beispiels ist gross und gross ist auch der Einfluss des einen Kameraden auf den andern. Ein schlechter Kamerad kann oftmals den nur Schwachen zu sich herabziehen, und ein schlechtes Beispiel hat schon manches Menschenleben vernichtet. Es gibt immer schwache und unselbständige Naturen, die ohne die Leitung eines Freundes nie vorwärts gehen können. Werden diese nun aber von schlechten Kameraden in die Hand genommen und beherrscht, so kann man sicher sein, dass sie sehr schnell deren Wege gehen, deren Gedanken sie denken. Es wäre ein grosses Glück, wenn jedes Mitglied eines Kreises seine Verantwortung gegen alle übrigen Mitglieder bedenken wollte. Es würde dann vielleicht der Unkrautsamen nicht so offen ausgesäet, man würde sich eher bedenken, bevor man niederreisst, was für den Freund etwas bedeutete, oder verleumdet, wozu jener Vertrauen hatte. Es wäre schön, wenn die Krankenhäuser immer die Wohnung des Friedens blieben, von der der Anfänger einst geträumt, bevor er eintrat, und wenn eine schlechte Kameradschaft nicht auch das Bild der Pflege verdunkelte mit Schatten und hässlichen Spuren, das einst so hell und schön geleuchtet hatte.

Unser Vaterland ist des Herrn Feste, sein eigener Blick hat es geweiht zu seinem eigenen Land, und mit selbsteigener Hand hat er es behütet in der Flut der Völker, in den Strömen der Jahrhunderte. Jeremias Gotthelf.